

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 44 — Sonntag, den 1. November 1930

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Vom alten und neuen Zwönitz

Die Bilder zu unserem Artikel sind freundlicher Weise vom Stollberger Anzeiger zur Verfügung gestellt worden.

Unsere „Erzgebirgischen Heimatblätter“ dienen der Heimatforschung und sollen nun heute einmal in Wort und Bild für die alte Bergstadt Zwönitz werben, die ja bekanntlich in ihrem Wappenschild den buntgefederten Sittich im blauen Felde führt. Wie das Städtlein zu diesem Wappen kam, erzählt uns eine alte Sage. Als Ernst, Herr und Graf zu Schönburg, und Bruno von Schönburg, Herr der Pflege Stollberg, Thum, Niederzönitz und Gelsenau, im Jahre 1476 von einem Zuge ins heilige Land zurückgekehrt waren, legten sie das Ritterschwert im hohen Wappensaal nieder, um unter ihren Untertanen zu wohnen, deren Wohlstand durch den Bergbau täglich wuchs.

Während ihrer Abwesenheit war auf Veranlassung des Abtes zu Grünhain, eines stolzen und herrschsüchtigen Mannes, ein harter Grenzstreit zwischen den Bögten der Grafschaft Hartenstein und denen der Pflege Stollberg über den Besitz eines weiten Forstes ausgebrochen, welcher zwischen ihren Grenzen und denen der Abtei Grünhain mitten innen lag. Der Streit übertrug sich auch auf ihre beiderseitigen Untertanen, und der Abt war seinem Ziele nahe, jetzt sagen zu können: „Keinem von Euch beiden, sondern mir gehört der Forst.“ Da starb er plötzlich. Sein Nachfolger, der Abt Johannes, war ein milder Priester, welcher den Streit nicht weiter schürte, vielmehr eine Versöhnung der inzwischen aus Palästina zurückgekehrten Herren vermittelte. Dieselben kamen auf freiem Felde unter Gottes blauem Himmel zusammen und durch Händedruck und Bruderkuß wurde die Versöhnung besiegelt. An der Stelle aber, wo dies geschah, wurde ein Stein errichtet, den der Abt segnete und mit Weihwasser, geschöpft aus dem in der Nähe befindlichen heilbringenden „guten Brunnen“, besprengte. Am Abend dieses Tages wurde im Städtlein Zwönitz ein frohes Fest gefeiert, und der Abt verlieh dabei genannter Stadt ein neues Wappenschild: Den buntgefederten Sittich im blauen Felde. Der Stein aber wurde später mit dem Wappenschild der Abtei Grünhain und dem von den Grafen und Herren von Schönburg geziert; der Volksglaube gab ihm Wunderkräfte, Stücken von ihm wurden zu Pulver gerieben und sollten in allerlei Leiden und Schwächen

des Körpers die erspriesslichsten Dienste leisten. Der sireditige Forst erhielt später den Namen Streitwald, welchen er noch heute führt. Zwönitz ist heute eine aufstrebende Stadt geworden; man nennt sie die Stadt der Schuhe, Strümpfe, Wollwaren und Färbereien. Eine völlige Wandlung in der Industrie ist eingetreten. In

einem Werk aus dem Jahre 1889 lesen wir z. B. ganz anderes über die Heimat-Industrie von Zwönitz. Es heißt da u. a.: Oberhalb Burkhardtsdorf erweitert sich das Thal der Zwönitz bis zu der 14 Km. aufwärts liegenden alten offenen Bergstadt Zwönitz, am Fuße des Ziegenberges, eines Vorsprunges des aus dem Walde nur nach Süden hin sehr steil aufragenden Schichtensteines. Die Stadt, unzweifelhaft slavischen Ursprunges, füllt mit wenig regelmäßiger Anlage in dreieckiger Form die zwei Seitenthäler und das abwärts reichende Hauptthal. Sie wurde 1429 von den Hussiten zerstört. Nur die St. Blasiuskirche von Nieder-Zwönitz, welche dicht bei der Stadt



Die alte Zwönitzer Kirche hat selbst den hussitischen Raubzug überdauert

steht, hat diesen hussitischen Raubzug überdauert. Fünf vergoldete Hufeisen, welche auf einem Brett befestigt über der Thür im Innern der Kirche hängen, haben Veranlassung zu verschiedenen Sagen gegeben.

In der neuesten Zeit hat die Anfertigung von Haus- und Küchengeräthen aus Weiß-, Schwarz-, Zink- und Messingblech großen Umfang gewonnen. Sie werden gefalzt, gestanzt, emailliert, verzinkt usw. Außer einem 1887 erbauten größeren Stanzwerk arbeiten Ziehpressen mit Wasserkraft, so wie kleinere Handstanzen und Maschinen. Absatzgebiet sind Sachsen und Thüringen.

In einer flachen Einsenkung des westlich von Zwönitz sanft ansteigenden, zum Theil bewaldeten Höhenzuges, in welchem auf der heiligen Wiese der Queerenbach entspringt, einer der Zuflüsse des Stollberger Wassers, liegt auf dem Abhange des langgestreckten und breiten Streitwaldes an der Quelle des Hellenbaches das kleine Bad „zum guten Brunnen“, auch nach einer daselbst errichteten Kapelle der Gesundbrunnen zu „St. Annen“ genannt. Er wurde 1498 oder 1501 entdeckt. Derselbe wurde bis 1558, wo ihn ein Wolkenbruch verunreinigte, vielfach ge-

braucht. Der Brunnen wurde 1608 gereinigt und wieder hergestellt und 1646 eine zweite Quelle entdeckt; der Krähbrunnen, wahrscheinlich nur ein zweiter Ausfluß der ersten. Nachdem auch diese Quelle um 1711 gefaßt worden war, stieg der Besuch des guten Brunnens außerordentlich, besonders in Folge der „Relation“ des Zwönitzer Rektor Junghanns. Es währte aber nicht lange, so ward er wieder vergessen, bis er endlich 1819 von Neuem gereinigt und ein Badehaus mit 20 Badezellen und 14 Wohnungen errichtet wurde. Das Bad wird gegenwärtig noch besucht. Eine halbe Stunde westlich desselben liegt der Raststein mit seiner schönen Aussicht nach Süd und Südwest.

Der Stollberger Anzeiger veröffentlicht einen Artikel mit einem Grußwort des Bürgermeisters Brunert, den wir unseren Abhandlungen aus vergangener Zeit jetzt folgen lassen, um eben das aufstrebende Zwönitz unserer Zeit kennen zu lernen. Im Stollberger Anzeiger heißt es wörtlich wie folgt: Die Stadt Zwönitz entbietet allen Lesern ein herzliches „Glück auf“ zum Willkommen. Wer im silbernen Erzgebirge reist oder wandert, darf unsere freundliche Stadt nicht vergessen. Von den Höhen um Zwönitz grüßt der Kranz der Berge unserer Heimat. Zwönitz ist nicht allein eine aufstrebende, emsig schaffende und durch ihre Industrie weitbekannte Landstadt, sondern dank ihrer günstigen und schönen Lage das Tor in das obere Erzgebirge. Zwei Eisenbahn- und drei Kraftwagenlinien sorgen für gute Verbindung dorthin. Deshalb: „Nach Zwönitz und über Zwönitz in das obere Erzgebirge“. Heil Hitler! Brunert, Bürgermeister.

In dem breiten, oberen Zwönitztal, von bewaldeten Höhen umgeben, liegen seit Jahrhunderten drei Ortschaften eng nebeneinander: Niederzwönitz — Zwönitz — Rühnhaide. Sie bilden zusammen ein Wirtschaftsgebiet. Es wurde für die aufwärtstrebenden Orte Zwönitz und Niederzwönitz nach der Machtergreifung des Führers die Vereinigung zu einem völlig neuen Gemeinwesen eine unbedingte Notwendigkeit. Am 1. April 1934 trat das Ortsgesetz der neuen Stadt Zwönitz in Kraft. Durch zielbewusste Aufbauarbeit, dem Wohl der Gesamtheit stets dienendem Beschlusse der führenden Männer der Stadt und der Partei, hat das neue Gemeinwesen in den zwei Jahren einen großen Aufschwung erlebt. Nach dem Stand vom 1. Oktober 1936 beträgt die Einwohnerzahl der Stadt Zwönitz — 7013. Die Stadt umfaßt der Größe nach eine Fläche von 2447 Hektar. Sie steht somit unter allen sächsischen Gemeinden der Flächengröße nach an 10. Stelle. Die Grundlagen für eine einheitliche Entwicklung wurde nun geschaffen.

Die gesamte Hauptverwaltung der neuen Stadt einschließlich Spar- und Girokasse ist im Rathaus am Markt, die Stadt- und Steuerkasse und einige andere Dienststellen sind in den Räumen des Rathauses im Stadtteil Niederzwönitz untergebracht. Diese Lösung hat sich in jeder Hinsicht als glücklich erwiesen und trägt den Bedürfnissen der neuen Stadt vollkommen Rechnung. Durch eine neuzeitliche Fernsprechanlage sind alle Amtsstellen untereinander so verbunden, daß keine Schwierigkeiten aus der räumlichen Entfernung erwachsen. Durch die Vereinigung der beiden Verwaltungskörper wird eine Gesamtersparnis von durchschnittlich 17 000 RM. erzielt.

Ebenso sind die Girokassen der beiden Gemeinden unter dem 1. Juli 1934 verschmolzen worden, durch diese einheitliche Durchführung der Kassengeschäfte tritt eine Ersparung an Verwaltungsaufwand von etwa 2000 RM. ein. Nach sorgsam

Erwägungen und reiflicher Prüfung wurde die städtische Sparkasse mit dem Sparkassenverband in den Amtshauptmannschaften Chemnitz und Stollberg am 1. Oktober 1934 verschmolzen und die Stadt Zwönitz zum Sitz dieses Verbandes erklärt, dem die Gemeinde Niederzwönitz bereits angehört hatte. Damit ist Zwönitz der Mittelpunkt einer Bezirkssparkasse geworden, die sich auf 24 Gemeinden erstreckt und gegenwärtig einen Einlagenbestand von 5 Millionen Mark aufweist.

Auf dem Gebiete der Bautätigkeit und des Siedlungswesens ist seit dem Aufschwung des Dritten Reiches in unserer neuen Stadt nach einheitlichen Gesichtspunkten noch Wertvolles geschaffen worden. Seit 1933 sind besonders auf dem Gelände am Ziegenberg und am Rittergut 36 Randfiedlungsstellen, 8 Kinderreichenhäuser und 8 Eigensiedlungen neu entstanden. Im Jahre 1936 wurden mit einem Kostenaufwand von 90 000 Mark 18 Stammarbeiterfiedlungen errichtet, so daß in der letzten Zeit insgesamt 70 Siedlerstellen vergeben wurden. Außerdem wurde auf dem freien Bauplatz eine gute Bautätigkeit erzielt. Neu errichtet sind: 1934 6 Häuser mit 14 Wohnungen; 1935 9 Häuser mit 13 Wohnungen; 1936 10 Häuser mit 18 Wohnungen, insgesamt wurden 25 Neuwohnungen geschaffen und eine bedeutende Verringerung in der Wohnungsnot ist damit eingetreten. Aus dem Bauprogramm der Stadt selbst sei hervorgehoben der Umbau des Arbeitsamtes, der Ausbau der Schwoherfabrik für die Räume der Ortskrankenkasse, der Einbau eines neuen Heizkessels in die Schlageter-Schule. Die Dietrich-Eckart-Schule hat eine besonders bauliche Neugestaltung erfahren. Die alten Defen sind verschwunden, eine vollständig neue Heizungsanlage wurde eingebaut. Das Innere der Schule hat durch neue

Beleuchtungskörper, neue Vorhänge, durch freundlichen Farb-anstrich, in allen Zimmern und Gängen ein würdiges Aussehen erhalten.

Der Abbruch der alten Herbornfabrik ist erfolgt. Zur Verschönerung unseres gesamten Stadtbildes sind an verschiedenen Stellen kleine Grünflächen angelegt, Hecken und Bäume angepflanzt worden. Die Beschleunigung des ehemaligen Zwönitzbachbettes an der Annaberger Straße wurde als Kostandsarbeit ausgeführt. Auf dem gewonnenen Gelände werden Anlagen errichtet, ebenso dient das Abgraben des Geländes im Stadtbad zur Vergrößerung der Benuzungsfläche. Der Bau einer geräumigen Warthalle auf unserem Marktplatz als „Autobahnhof“ ist ebenfalls dankend begrüßt worden, da der Reiseverkehr auf den Autobuslinien (Annaberg—Zwönitz—Zwickau; Zwönitz—Bierenstraße; Stollberg—Zwönitz—Beiersfeld—Schwarzenberg) sich steigert. — Aus dem Sagenschatz von Zwönitz seien hier zum Schluß noch einige Begebenheiten der alten Bergstadt erzählt:

Der Reiter ohne Kopf auf dem Ziegenberge bei Zwönitz.

Auf dem Ziegenberge bei Zwönitz soll sich ein Reiter ohne Kopf sehen lassen, von dem sich das Volk folgendes erzählt:

Einst (im 17. Jahrhundert) soll ein Müller in Zwönitz eine sehr schöne Tochter gehabt haben, die mit dem Förster von Grünhain heimlich versprochen war; derselbe war übrigens mit den übrigen Gliedern ihrer Familie so gut wie gar nicht bekannt. Nun hatte aber der Müller auch einen Sohn, von dem er sich losgesagt hatte, weil derselbe ohne seine Erlaubnis die Tochter des Scharfrichters geheiratet und damit nach den Ansichten jener Zeit seine Familie beschimpft hatte. Gleichwohl kamen die Geschwister an diesem und jenem Orte miteinander

Reichtum!

De Menschen sei oft uzefrieden,
se wünschen immer fest draus lus,
is nār Gesundheit dir beschieden,
nooch is dei Reichtum wahrlich gruß.

Wos gib's noch schännerch off der Wast
als des de bist gesund un munter,
goog ner net nooch Gut un Gald,
de Zefriedenheit lett sei drunter.

Su ball de bist mit all'n zefrieden,
nooch hoot is Laam erscht Zwack un Wart,
weil meifog allze grußes Wünschen
ne fruhe Mut racht sehr beschwart.

Gertrud Drechsler.

zusammen, und als nun eines Tages die schöne Müllerstochter in die Schenke, wo sie ihren Liebhaber zu treffen dachte, zum Tanz gegangen war, traf sie ihren Bruder mit seiner Frau und konnte es ihm natürlich nicht abschlagen, ein Tänzchen mit ihm zu machen. Während dem war aber der Förster angelangt und gleich vom Pferde aus, wie er war, auf den Tanzsaal geeilt; als er nun seine Braut in den Armen eines ihm Fremden erblickte und sah, wie sie freundlich mit ihm scherzte, ergriff ihn rasende Eifersucht. Er lockte sie also unter Schmeicheln auf den Ziegenberg, indem er vorgab, er habe bei dem schnellen Ritte etwas im Walde verloren und sie solle ihm suchen helfen. Das Mädchen ging auch, nichts Böses ahnend, mit; als sie aber an eine recht wilde, verwachsene Stelle des Berges kamen, warf er ihr Untreue vor und erstach sie, ohne nur ihre Verteidigung anhören zu wollen. Leider hatte er nur zu sicher getroffen, die Unglückliche gab in wenigen Minuten ihren Geist auf, indem sie nur noch so viel Zeit hatte, ihrem Mörder zuzurufen, ihr vermeintlicher Verführer sei ihr Bruder gewesen, den er noch nicht gekannt habe. In wilder Verzweiflung warf sich der Förster über die Sterbende, allein, er vermochte sie nicht wieder ins Leben zurückzurufen. Er eilte auf den Tanzsaal und schrie dem Bruder zu, er habe seine Schwester gemordet, er wolle sich selbst dem Gerichte übergeben. So geschah es auch. Da er den Tod suchte, dauerte die Untersuchung nicht lange, schon nach 3 Monden fiel sein schuldig Haupt zu Grünhain auf dem Schafott; auf dem Flecke aber, wo die blutige That geschehen, ward ein Rosenstrauch gepflanzt, dessen weiße Rosen des Nachts wie mit Blut besprenkt aussehen und der seine Blätter traurig zur Erde zu senken scheint. Am Rittersnacht aber kommt, wenn böse Zeiten bevorstehen, ein Reiter, den Kopf unter dem Arme, vom Grünhainer Hochgericht nach dem Rosenstock geritten, verweilt kurze Zeit daselbst und kehrt dann wieder zurück.

Der letzte Teil der Sage erinnert an die poetische Vorstellung, daß die entweichende Seele eine aufblühende Blume ist, durch welche sie

auch symbolisch dargestellt wird. Die weiße Rose, welche des Nachts wie mit Blut besprenkt dasteht, ist die Seele des ermordeten Mädchens. Die Seelen Verstorbener wachsen als Blumen aus dem Grabe. Erhob sich doch auch auf den Gräbern Tristans und Isolde eine Rebe und ein Rosenstock.

„Doch eine Rose, einen Reben sah man sich aus den Gräbern heben und innig sich verschlingen.“

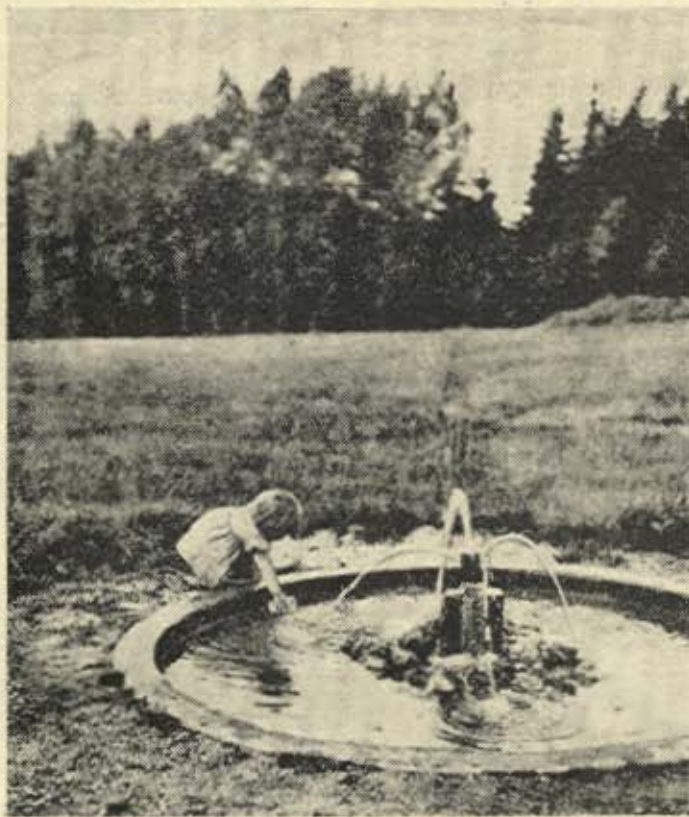
Der gute Brunn zu Niederzwönitz

Im Jahre 1608 hat sich der gute Brunn auf dem Streikwalde bei Niederzwönitz offenbaret, weil er viele Leute gesund machte. Eine Bäuerin aus Kühnhaide hat nämlich dieses Brunnens heilsame Kraft durch einen Traum offenbart bekommen, nachdem sie 14 Jahre lang einen bösen Schaden an einem Schenkel gehabt und viel daran ausstehen mußten. Sie hat, als sie nach ihres Traumes Anweisung den Brunnen nicht sogleich finden konnte, viel alte Leute gefragt, ob nicht bevor in dieser Gegend ein gewisser Heilbrunn vorhanden gewesen oder noch anzutreffen sei. Da habe sie endlich einen hundertjährigen Mann angetroffen und sich bei demselben weiter erkundigt. Derselbe habe die Bäuerin getröstet und ihr angezeigt, daß er den Brunnen wüßte; das Wasser

deselben habe schon viele gesund gemacht und es sei deshalb früher an demselben eine Kapelle zu Ehren der heiligen Anna aufgebaut gewesen. Darauf habe er das Weib an den Ort geführt, worauf es auch nach des Brunnens Gebrauch von ihrer Krankheit befreit worden sei.

Im Jahre 1646 ist dieser Gesundbrunn, der auch der Brunn zu den drei Tannen genannt wurde, aufs neue in Aufnahme gekommen; jedoch soll derselbe jetzt

12 Ladter höher seinen Ausfluß gehabt haben. Es ist ein großer Zulauf der Leute von nahen und fernen Orten entstanden, so daß an manchem Tage wohl vier-, fünf- und mehr hundert Personen auf dem Plage sich befunden hätten, welche das Wasser teils kalt getrunken, teils gewärmet oder Suppen daraus gemacht, teils sich damit gewaschen oder zum Bad gebraucht hätten. Es hat auch seine Kraft und Wirkung an vielen kranken Personen gezeigt.



An der Quelle des Heilbaches das Bad zum guten Brunn.



Am Fuß des Ziegenberges liegt die Stadt Zwönitz.

Reiter ohne Ziel

**Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger**

(20. Fortsetzung.)

Am Gefängnis angelangt, umschleichen die zwei Gestalten das Haus des Sheriffs, bleiben plötzlich stehen und starren einem ihnen entgegenkommenden dunklen Etwas ins funkelnde Auge: der Bluthund, das Hündchen.

Es bleibt erwartungsvoll vor den beiden Männern stehen, schnuppert und springt endlich schweifwedelnd an des einen Hofenbein empor. Es läßt sich streicheln und verfolgt aufmerksam, jedoch passiv, der Männer Tun. Sie schleichen an den Lehmfassern heran, rufen leise, leise . . . keine Antwort.

Da beseitigen sie kurzerhand mit einer Zange die Krampe des Borhängeschlosses und schleichen ins Gefängnis hinein. Alle Zellen suchen sie ab und erkennen in der größten zwei schlafende Gestalten.

„Das sind sie!“ flüstert der eine. Wieder tritt die Zange in Aktion, die Tür ist auf.

Jackson und Fred werden, unsanft aus dem Schlaf gerüttelt und wähen, es sei der Sheriff.

„Sheriff?“ gähnte Jackson schlaftrunken.

„Quatsch! Kommt mit, wir sind's!“

„Wer „wir“?“ gähnt jetzt Fred.

Jackson reißt die Augen auf, ein Ruf will von seinen Lippen, aber er unterdrückt ihn und antwortet so leise, gehaucht nur, so daß man unmöglich seine Stimme erkennen kann:

„Geht hinaus und paßt auf, wir ziehen uns an und kommen!“

Die beiden dunklen Gestalten verschwinden wie zwei Schatten. Jackson rüttelt seinen Feind auf, der weiß Gott wieder in Schlaf sinken will. Eindringlich, aber sehr leise sagt Jackson:

„Hast du sie denn nicht erkannt, Fred? Das waren der Spindeldürre und der „Will“ genannte Kerl, der aus Nizar! Anziehen! Den Hut ganz tief ins Gesicht drücken! Bin gespannt, wo die Kerle uns hinführen! Sie haben jedenfalls von den verhafteten Falschmünzern gehört und sind gekommen, uns zu befreien. Wo die allerdings ihre Augen haben, möchte ich wissen!“

Hellwach ist Fred plötzlich. Sie ziehen Stiefel, Hose und Jacke an, drücken sich den Hut ins Gesicht, schlagen die Jacken tragen hoch und schleichen hinaus.

Der Spindeldürre und Will winken nur, als sie die vermeintlichen Kumpare kommen sehen und schleichen davon. Der „Bluthund“ bleibt schweifwedelnd zurück . . .

In einiger Entfernung von dem Hause des Sheriffs bleiben der Spindeldürre und Will stehen und lassen Jackson und Fred herankommen. Die Nacht ist dunkel, kohlrabenschwarz. Die Freunde brauchen nicht zu befürchten, erkannt zu werden.

„Wer seid Ihr denn eigentlich?“ fragt der Spindeldürre und fuhrwerft mit seiner spizen Nase vor Jacksons Gesicht herum.

„Nur weiter, weiter!“ drängt Jackson mit verstellter Stimme.

„Reden können wir nachher! Erst müssen wir in Sicherheit sein. Als ich vorhin am Sheriffhaus vorbeischlich, war mir so, als hätte ich drinnen ein Geräusch gehört . . . Ruhig! Ruft da nicht jemand?“

Tatsächlich! Im Ort wird es lebendig! Laternen wandern wie Glühwürmchen zwischen den Häusern, Rufe werden laut, und dann bellt der „Bluthund“ fröhlich. Da schallt auch des Sheriffs Stimme.

„Sie kommen!“ ruft der Spindeldürre und hegt mit seinen langen Beinen über die Prärie, Will ihm nach. Jackson und Fred können kaum so schnell folgen.

Weit über eine halbe Stunde rennen die vier Männer über die Prärie, wenn die beiden Verbrecher stoppen wollen, jagt Jacksons Ruf: „Sie kommen!“ sie weiter. Endlich rennen die beiden Strolche um einen Hügel herum und bleiben vor einer Gruppe dichten Gebüsches stehen.

„Kommt!“

Jackson und Fred kriechen ihnen durch das dichte Stachelgebüsch nach. Inmitten des Gebüsch-Komplexes ist eine kleine Lichtung, hier steht ein spitzes Zelt, aus dem der vollbärtige Kopf des Buds hervorschaut.

„Habt Ihr Mac und Bill, Jack?“ fragt der Mann mit der Matraze am Kinn.

„Ja, sie werden's wohl sein. Die Nacht ist erbärmlich dunkel! Kommt ins Zelt!“

Die Aufforderung gilt Jackson und Fred. Sie bemerken, daß im Zelt eine Kerze brennt, deshalb ziehen sie sofort die Revolver, warten, bis Jack und Will im Zelt sind, und kriechen nach.

„Hände hoch!“

Bud, Jack und Will starren in zwei Revolvermündungen und in die ihnen bekannten Gesichter von Jackson und Fred. Angesichts der Revolver werfen sie die Arme nur so empor. Fred nimmt die Entwaffnung vor und fesselt die Kerle mit einer herumliegenden Leine, alle sechs Hände an einem langen Strick.

Die drei Verbrecher, in ihrer furchtbaren Ueberraschung, reißen Mäuler und Nasen auf.

„Wie kommt denn Ihr in das Gefängnis?“ fragt der Spindeldürre schüchtern.

„Der Sheriff hat uns wegen Falschmünzerei verhaftet!“ gesteht Jackson lachend.

„Ihr auch . . .?“

„Warum nicht . . . Wir haben doch Eurem Zeeman und dem Francis Arbuckle die schönen falschen Scheine abgenommen, uns einige davon eingesteckt, und damit sind wir dann auf Wanderschaft gegangen. In der Bar von Garden-City gaben wir heute abend einen Hunderter davon aus und konnten natürlich nicht wissen, daß du, Spindeldürre, uns gestern zuvorgekommen warst! Na, da war das Theater fertig. Der Wirt tobte wie ein Stier, die Gäste hielten uns fest, der Sheriff wurde gerufen, und wir wanderten ins Kittchen. Gott, was kann uns viel passieren? Die Polizei weiß ja, daß die Scheine Euer Fabrikat sind . . .“



Die drei Verbrecher, in ihrer furchtbaren Ueberraschung, reißen Mäuler und Nasen auf

Zeichnung Kießlich M

Uebrigens ist es reizend von Euch, daß Ihr uns befreit habt . . . Wie konntet Ihr nur, vermißt Ihr etwa zwei Eurer lieben Freunde?" fragt Jackson.

"Ja, Mac und Bill", gesteht der Vollbärtige kleinlaut. "Warum fesselt Ihr uns denn jetzt, wo wir . . . Kollegen sind? Macht uns frei, vielleicht können wir noch ganz gute Freunde werden. Ihr seid jedenfalls zwei gerissene Jungens. Arbeitet mit uns zusammen! Ob die Scheine nun von uns sind oder nicht, das spielt gar keine Rolle. Im Gegenteil, Ihr habt gewußt, daß sie falsch waren und habt sie trotzdem ausgegeben. Mitgefingern, mitgehungen! Tut Euch mit uns zusammen!"

Was Jackson und Fred nicht für möglich gehalten hätten, ist scheinbar doch eingetreten: die Kerle glauben den Unsinn, den Jackson verzapft hat. Jackson stellt sich nachdenklich und fragt schließlich Fred: "Was meinst du, Fred? Jetzt, wo wir einmal drin sind, könnten wir ruhig weitermachen . . ."

"Auch meine Ansicht, Jackson. Nur, ob Sidney uns haben will, möchte ich bezweifeln. Er wird nicht glauben, daß wir uns so geändert haben . . ."

"Doch, doch!" fällt der Spindeldürre ein. "Wir können es ja bezeugen, daß Ihr wegen Ausgabe von Falschgeld verhaftet worden seid! Ganz Garden-City wußte davon. Bill ging noch einmal in den Ort, um Einkäufe zu machen und hörte das Gerücht von der Verhaftung zweier Falschmünzer im Drug Store. Wir dachten, es seien Mac und Bill . . . Wo die nur stecken mögen . . . Ob die am Ende auch . . . Sie hatten in Temple zu tun, zehn Kilometer von hier entfernt, und wollten bis Mitternacht zurück sein."

Jackson und Fred hätten gern noch gewußt, wo die Hauptmacher der Bande, Price Zeeman, Pat Lime, genannt Sidney Trouly, wo Francis Arbuckle und Winston Franch stecken. Aber darüber schweigen die drei Gefesselten vorläufig noch. Nur einmal rutscht dem Spindeldürren das Wort „Chicago“ heraus.

Morgens vier Uhr, die blanke Sonne ist im Aufgehen begriffen, da hebt ein Rufen vor dem Hause des lustigen Sheriffs von Garden-City an:

"Sheriff Morris! Sheriff!"

Endlich öffnet sich ein Fenster, der dicke Sheriff, sparsam bekleidet mit einem Negghemd, wischt und wischt sich die Augen und kann es dennoch nicht glauben. Seit wann kehren entwichene Verbrecher freiwillig zurück?

"Guten Morgen, Sheriff!" ruft Jackson freundlich. "Wollt Ihr einen Augenblick herauskommen und Euch Euer Gefängnis ansehen? Es hat Zuwachs bekommen! Fünf Zellen und ebensoviel Männer beherbergen die Zellen!"

Der Sheriff sagt gar nichts, er wirft sich einen Schlafrock über, befestigt den Polizei-Stern am Negghemd, nimmt seinen Revolver und kommt heraus.

"Hände hoch!" lautet sein rauher Morgengruß. Jackson und Fred tun ihm den Gefallen.

"Wer ist im Gefängnis?"

"Fünf Falschmünzer, Sheriff! Von uns eigenhändig gefangen!" ruft Fred und acht als erster zum Gefängnis, dessen

Tür offensteht. In den Zellen, deren Türen Jackson zweckmäßig ebenfalls erbrochen hat, hocken fünf gefesselte Kerle und machen bitterböse Gesichter. Der Spindeldürre hat es dem Sheriff angetan.

"Aber da ist er ja, der Lange, Dünne! Der, der in der Bar den Hundert-Dollar-Schein gegeben hat!"

"Ja, das ist er, Sheriff!" erklärt Jackson, "und die vier anderen gehören zu der Bande, sie alle! Nur wir nicht, mein Freund Fred und ich! Wir sind ehrliche Kerle, und wenn Ihr nicht gleich den Revolver einsteckt, dann werden wir an General Kelly telegraphieren, daß der Euch einen Posten als Nachtwächter geben soll!"

Wirklich! Der Sheriff steckt die Waffe in die Tasche des Schlafrockes und ist eifrig beschäftigt, die herausgerissenen Krampen an den Zellentüren wieder einzuschlagen. Dann, als alle Zellen verschlossen sind, wird auch noch die Gefängnistür gesichert.

"Kommt zu mir in die Stube!" werden Jackson und Fred aufgefordert. Dort packt Jackson aus: fünf Revolver und drei Dolche.

"Alles den Falschmünzern abgenommen. Eine halbe Stunde von hier entfernt ist ihr Lager, dort liegt auch noch Falschgeld."

Der Sheriff lächelt dumm, beguckt sich die Revolver, blickt die Freunde noch dümmel an und fragt schwach:

"Wer seid Ihr eigentlich?"

"Freunde des General Kelly . . ."

"Kommt mir nicht mit dem Unsinn! Der berühmte General wird sich für Eure Freundschaft bedanken!"

"Es ist aber so, Sheriff, wir können es beweisen."

"Dann beweist es!"

Jackson holt aus seinem Hut das Handschreiben des Generals und das Schriftstück, das Captain Clerkenwell ihnen ausstellte.

"Lest, Sheriff."

Der studierte lange an dem Schriftstück herum, beguckt sich die Unterschriften

und die Stempel und sagt endlich:

"Und das seid Ihr wirklich?"

"Ja, Sheriff."

"Aber, wie kommt Ihr denn zu dem falschen Geld?"

"Ist nicht falsch, beguckt es Euch nur genau. Und wenn Ihr nichts davon versteht, müßt Ihr es anderen Leuten zur Begutachtung übergeben, nicht aber schlankweg „heldenhafte“ junge Männer einsperren. Wir werden wohl doch an General Kelly telegraphieren, nicht, Fred?"

"Tut es nicht, Jungens, tut es nicht! Ich habe gestern dem Distrikts-Sheriff telegraphiert, heute muß noch vormittag ein Beamter hier eintreffen. Der versteht etwas von falschen und echten Scheinen. Und wenn ich Euch Unrecht getan haben soll, niemand wird es aufrichtiger bereuen, als ich."

"Nun erzählt mir bloß, wie der berühmte General dazu kommt, Euch diesen Brief zu schreiben!"

Vormittags trifft der Beauftragte des Distrikts-Sheriffs ein. Natürlich erkennt er sofort der Freunde Geld als echt an und den Schein, den der Spindeldürre vorgestern in Zahlung gab, als falsch.

(Fortsetzung folgt.)



Aber wie kommt ihr denn zu dem falschen Geld?

Eine Empörung gegen den Prediger von Schleittau

Eine Erzählung aus der Reformationszeit von Hans Strebelow, Nürnberg.

In diesen Tagen, da vor 400 Jahren in Sachsen die Lehre Dr. Martin Luthers ihren Einzug hielt, wird auch die Erinnerung an eine Empörung der Schleittauer gegen ihren Prediger Johann Caper aus Deggendorf im Bayer. Bald wieder wach. War doch dieser helle Aufstand sogar Veranlassung, daß sich die Blide des großen Reformators nach dem kleinen erzgebirgischen Städtlein Schleittau richteten. Und das kam so:

Am die Jahreswende 1527/28 hatte der Schleittauer Prediger Balthasar Loy aus Salzburg seinen Posten aufgegeben und sich in Wittenberg, der Lutherstadt, immatrikulieren lassen. Obgleich Dr. Luther ihn gebeten hatte, nach Schleittau zurückzukehren, lehnte er diesen Wunsch ab wohl mit Rücksicht darauf, daß er schlimme Auseinandersetzungen befürchtete mit dem in Schleittau amtierenden katholischen Pfarrer, einem leidenschaftlichen und groben Menschen, vor dem er lieber das Feld räumen wollte.

Am 15. Mai 1528 ordnete nun Dr. Luther als Prediger nach Schleittau einen gewissen Johann Caper aus Deggendorf im Bayer. Bald ab, der wohl damals in Wittenberg gleichfalls studierte. Und schon am 25. Mai kam Caper in Schleittau an, wurde am folgenden Tag vom Rat zu Schleittau mit großer Freundlichkeit empfangen und trat sofort, nachdem er auch dem Abt von Grünhain, dem Patron der Schleittauer Pfarre, seinen Antrittsbesuch gemacht hatte, sein Amt an. Sein Vorgänger im Amt, Loy, hatte ihn nach Schleittau begleitet, bezw. war ihm vorausgereist, um ihn in sein Amt einzuführen und ihn einzurichten, und er scheint sich selbst in dieser Zeit dort nicht besonders wohl gefühlt zu haben, denn Loy schreibt aus Schleittau bereits unterm 26. Mai an Stephan Roth in Zwickau: „meiner hausfrauenn ist die czeit seer lang nach mir, darumb chann vnd mag ich nicht lenger verharren“.

Nun, Caper merkte sehr bald nach Uebnahme seines Amtes, daß es in Schleittau nichts weniger denn angenehm war, als evangelischer Prediger zu fungieren. Die Bürger Schleittaus waren sämtlich Bauern; es fehlte Caper also zunächst schon die Möglichkeit, hier geordnete Kost zu erhalten, so daß er es für das Geratenste hielt, möglichst rasch zu heiraten, um in den Genuß eines gemüthlichen Heims wie auch einer richtigen Mittags- und Abendkost zu bestimmter Stunde zu kommen. Er hatte sich in seiner Junggesellennot auch an Dr. Luther in Wittenberg gewandt, war dahin sogar im Juli gereist, da ihm der Reformator auch eine Frau ausgesucht hatte — aber sie gefiel Caper nicht.

Hatte Caper nun schon hierdurch allerlei Beschwerden zu erdulden, so wurden diese noch um vieles ärger durch das rigore Austraeten seines (kath.) Pfarrers ihm gegenüber. Hatte dieser glücklicherweise den Prediger Loy hinausgedrängt, so begann er nun gegen Caper zu wüten mit Drohungen und unflätigen Schimpfworten, so daß sich Caper gezwungen sah, sich beim Abt von Grünhain zu beschweren und um Schutz zu bitten, wobei ihm auch der Rat zu Schleittau zur Seite stand. Und es hatte diese Beschwerde auch geholfen: der Abt hatte dem Pfarrer Mäßigung anbefohlen und das Verhältnis wurde anscheinend besser zwischen beiden. Zudem hatte Caper eine Jungfrau gefunden, die ihm gefiel, da sie aus guter Familie, wenn auch arm, war. Am 31. August feierte Caper Hochzeit.

Und schon zwei Tage später setzte eine Art Habersfeldtreiben gegen Caper ein, worüber wir in Peter Schumanns Annalen lesen, daß der Pfarrer Valentin Barthel „sich mit seinem prediger geneinigel“, daß „seine bucher vnd anders zerhauen und zu nichte gemacht“ worden seien und daß der „pfarrer von der schlete gefangten hicher (d. h. nach

Zwickau) vffs schloß“ gebracht worden sei. Und auf Anordnung der hurfürstlichen Räte wurde gegen Pfarrer Barthel, wie aus einem Altentück im Weimarer Archiv hervorgeht, vom Rat zu Schleittau „off ansuchen der einwohner zur schlete“ verhaftet, eine Untersuchung eingeleitet. Denn es war ganz klar, daß dem jungen Ehepaar Caper von einem aufgehetzten Volkshaufen unter Anführung des Pfarrers Barthel mehr noch als ein Habersfeldtreiben bereitet worden war, denn die Menge war in Capers Haus eingedrungen, hatte seine Wohnung geplündert, die Gegenstände zer schlagen oder geraubt und zerrissen, was ihr unter die Hände gekommen war, darunter vor allem Capers Bücher. Die evangelische Partei hatte sich energisch ins Zeug gelegt und der wüste Pfarrer war vom Rat verhaftet und nach Schloß Zwickau gebracht worden.

Das Ergebnis der Untersuchung und das Urteil des Richters ist auf unsere Zeit nicht gekommen. Jedemfalls aber wissen wir, daß Barthel nach einiger Zeit wieder in sein Amt in Schleittau zurückgekehrt ist.

Die Kirchenvisitation vom Januar 1529 klärte restlos diese für den Prediger Caper wie für die evangelische Gemeinde in Schleittau unerfreulichen Verhältnisse. Pfarrer Barthel wurde am 19. Januar vor die Visitatoren gefordert und von diesen Barthel das Prädikat „fast ungeschickt“ zuerkannt, während der „prediger zu schlete, Johannes Bod von Deggendorf in Bayern“ — bekanntlich bediente man sich zur Zeit der Reformation auch bei Eigennamen der lateinischen Sprache: Bod = Caper) — die Zensur „geschickt“ erhielt. Barthel mußte das Feld als Pfarrer seinem Würdigeren räumen als Balthasar Loy, dem „Rem beruffen pfarrer zu schletaw“, der „geschickt befunden“ ward und auch bei der folgenden Visitation am 13. Nov. 1533 mit „wohl bericht“ seine Prüfung bestand. Im Protokoll über die Sitzung der Visitatoren heißt es u. a.:

„Die achtzig fl., so der ihige pfarrer den von der schlete zur abfertigung des alten pfarrers, Er Valten Barthel, dargestraht, sollen dem ihigen pfarrer oder nach seinem absterben seinem weip und kinde, in acht jaren jerslich mit zehen fl. aus dem gemeinen fasten wider erlegt werden. Nachdem auch der Rath zur schlete xxxiiij fl. zur abstattung des gedachten alten pfarrers ausgaben, die sollen jnen aust jerslich von den zinsen aus dem gemeinen fasten wider erlegt und bezalt werden.“

Hieraus ersehen wir, daß anlässlich der ersten Kirchenvisitation vom 19. Januar 1529 Pfarrer Barthel zur Zahlung einer Abfindung verurteilt worden war, von der sein Nachfolger Loy einen Teil erhielt. Letzterer hatte nach der zweiten Visitation sein Amt in Schleittau abgegeben, um eine Stelle als Diakon in Wittenberg anzunehmen, aus der er 1539 nach dem Tode des Herzogs Georg des Bärtigen, des Gegners Luthers in Sachsen, als Pfarrer an die Leipziger Thomaskirche berufen wurde.

Sein Schleittauer Amtsbruder Caper hatte Anfang 1530 eine Berufung nach Weiersfeld bei Schwarzenberg erhalten, wo er bei der zweiten Visitation 1533 als „sehr wohl bericht“ befunden ward. Von 1540 ab erscheint Caper als Pfarrer in Röhren, wo er am 12. Okt. 1543 unter Hinterlassung einer Witwe und 6 (oder sieben) Kinder starb.

Quelle: Otto Clemen. „Zur Reformationsgeschichte von Schleittau“. Beiträge zur sächs. Kirchengeschichte. 18. Heft. 1905.



Altarwerk der St. Niklaskirche in Ehrenfriedersdorf.

Ein Meisterwerk spätgotischer Kunst (1507?) mit prachtvollen Schnitzereien und Gemälden. Der offene Schrein des dreiteiligen Flügelaltars stellt die Krönung der Maria dar; diese umgeben von den Bischöfen Nikolaus und Erasmus, sowie der Heiligen Katharina und Barbara; in der Predella die Auferstehung Jesu, im oberen Aufsatz Kreuzigung, Pilatus (Handwaschung), „Ecce homo“, sämtliche Schnitzwerke. Der einmal geschlossene Schrein zeigt 4 Bilder aus der Passion Jesu, darunter in Medaillons jedesmal das alttestamentliche Gegenstück, der doppelt geschlossene Schrein zwei Apostel.

[Handwritten signature]

Nooch'n Feiero hmd

Zwä klane Gschichte arnif'r un heiterer Art

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Kürzlich ho iech schü (ichon) mol e Gschicht'l geschriebe von menn fromme Holzmaa un heit well iech wos Ähnlichs von dan salbn Holzmaa drzehln.

Dar Maa brengt mir alle 8 oder 14 Tog klar gemachts Holz. Wie 'r 's letzte Mol 's Holz bracht, saht iech zune, 'r stellt nār 's Holz in Kall'r auschietn; im nu en Wag zu drschparn, nahm iech meine zwä Kuhleim'rle miet, als iech ne Holzmaa 's Bald gabn wollt.

Off dr halbn Trepp kam 'r mir entgeg (entgegen) und saht zu mir: „Gahn se mir emol die zwä Eim'rle har; wissn Se, wos mir ihe (jetzt) eige falln is, wie ich Sie do runn'r kumme sog? An Sonntag war iech in dr Kirch un do hom mr dos Lied gesunge 421, was in 2. Barisch haht:

„Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder.
Drum diene Deinem Nächsten gern,
Denn wir sind alle Brüder.“

Un do Sie aa noch drzu nett gut schwär tröng (tragen) lenne, do huhl ich die Kuhl'n raus. Un dobei nahm 'r mir die zwä Eim'rle aus dr Hand un trug mier de Kuhl'n aa noch nei in men Birsaal. Iech bedanket mieh un dacht bei mir: O, wie schüh (schön) wärsch off dr Walt, wenn's racht viel sette chrischlich gesinnte Menschen geb, die ihr Christntum in de Tat imsetzn, wie mei frommer Holzmaa. — —

Un nu kimmt wos Späßigs: Dr Helm Emil machet bei v'r Gledenen Geschäftsleitn Butngäng. Wenn 'r bis zr Mittagszeit fartig war, krieget 'r aa garn en Teller Affn miet.

Heit hat 'r en weit'n Wag gemacht sijn Fabrikant Mohr. Dr Emil kam ¼ Zwölfe wieder. Do hatten die Ann'rn obr schü gassen (geessen), weil dr Harr Mohr v'rraht wollt.

De Fraa Mohr saht zun Emil, 'r stellt sich nār ra an Tisch lehn, 's wärn noch viel Klief in dr Schüssel un aa Brüh ständ drnabn. In dr Schüssel long (lagen) noch 11 ziemlich grushe Klief. Dr Emil lieh sich nett nötigen und langet tüchtig zu. Wie 'r zah Klief' v'rzehrt hat, saht 'r: „Iech bie agentlich satt, obr dar 11. muß aa noch nei!“ Nu zrkännert 'r sich dan Klus und guket obr bei jeden Stück, dos 'r an de Gobel (Gabel) spisset, an de Uhr.

Do saht de Fraa Mohr: „Nu sog miersch nār, Emil, worim gukst de dāh bei jeden Biß an de Uhr?“

„Ja“, saht dodrauf dr Emil ganz wichtig: „Mei Mutter saht, iech sellt vei (ja) sah, doß iech zr Zeit benn Affn dr hamn wār. — —

Mer soll ne Teifel nei an de Wand moln!

Erzählung in erzgeb. Mundart von Erwin Schwarz, Reichenhain.

(Nachdruck verboten.)

Su is in Lab'n, da gieht's manchmol racht puzich zu. Mer denkt: Es fa bol net wahr sei, des fumos mal passiert is, aber was geschah is, is geschah un läßt sich net geleich waglag'n oder sonstwie aus der Walt schaff'n.

Do warn emol Vater un Suh, was sete Bachvogln warn. Der Winter hat sich damals of unre Barg racht lang eigenist un machet aber aa fa Aftalt, doß ar ausziehet.

Es schiene bißl Feierholz hat de Baa racht darb nagezug'n. Des war der Grund, deß Vater un Suh aa naus in Wald muhten. Mit ne gruß'n Handschliet'n sollt die Feierina rei-

geschafft warn. Ganz in der Näh lag nisch gecheit's, un su ging's abn e grußes Stück naus in diē'n Stangewald.

Ueber Nacht war e Taawatter eigezug'n un e Reg'nshauer sehet hie un do mal ei. Des winddärre Zeich wur rausgehadt un dann of en Hausen zamgeschleest. Schwer war's aber troßdam genung, denn es hat sich bei dan Umschlag von Watter racht ahgesaucht.

Der Gung hat schie die Blooch racht foot un saht zu sen Vater: „Fahr'n mer ner bal e ham, sinst kimmt uns aa noch de Nacht of'n Hals.“ Der Alte war aa schie racht laweet un abgerackert. „Geleich gieht's eham, lad ner derweile auf, des Zeich“, saht er.

Der Handschliet'n war fast überlad'n un de Kergelei un Schinnerei ging sei erscht lus. In dan aufgewäch't'n Schnee ging dar Schliet'n foot tief nei. Es hot ihne ball de Ag'n aus ne Rup getrieb'n. Wieder war'n se hänge geblieb'n.

Ihe hat's aber selber der Alte bis umrauf foot, denn es wur doch schie duster in Busch. Er fluchet un schimpfet, was Zeich hielet. Derwagn wollt dar Schliet'n immer noch nei von Flak giehe. „Wenn ner der Teifel geleich des Gelump hulet“, schrie er, und geleich noch emol: „Der Teifel sollt's von der Stell holn“. Su erboht war er. Bei dan Hie- un Harzern guket sich der Suh emol im. Für Schrad war er steif un stuhet en Schrei aus: „Vater, der Teifel kimmt der Schleif ubn rei!“ Die zwä haael's bal hie für Aufregung. Angst un Bang lieh se erzittern. Dar schwarze Teifel kam doch dan zwān su scharf enoch. Hooruck, hooruck, un der Schliet'n kam aber ihe mit voller Kraft in Schwung. Nu war noch e Hüb'l ze name mit aller Wucht.

Un ihe war's geschah — de Deigel war derbei flöt'n gange.

Der Schliet'n machet ne geelinge Koro un schmeißet im. Nu, was mach'n in darer Verzweiflung? War doch dar Teifel den zwān scho bol of de Farsch'n. „E pfeif“, mahnt der Alte, „mer laß'n ne Draak lieg'n un reiß'n aus!“ Wie des dar Teifel erkenne tat, daß die zwā dervu laaf'n, do sauset er erscht racht verwerret enoch. Nu warn se aber aa mit verflurn.

Se hätt'n sich am lieb'st'n verkroch'n un wollt'n schie für ne hie fall'n un battel'n, er soll's ner gnadig mach'n un Erbarme hab'n, denn die Schinnerei wār doch su gruß gewos'n. Ihe kam of emol Licht ins Dunkle.

Dar Teifel do war doch gar fa Teifel. Dar fing aa ze lame-tier'n: „Ihr gut'n Zeit, saht mer ner, wu ich bie, ich hab' mich verlos'n. Ich wollt heit e gruß's Stück abschneid'n un hab in darer Dunkelheit ne Wag verpaßt. Drim bie ich eich esu noch gerenn.“

Alle bāde warn nu fruh, deß die Angst gewichen war. Aber es Harz kloppet noch wie e Dampfhammer.

Der Feiereff'ntehrer hat geahnt, was do lus war. Er war aber still un hatt ene höllische Freid, daß er dorch die zwā Aus-reißer wieder of ne richtinge Wag kam.

Der Handschliet'n wur aufgehob'n, e Stangel vo dan Feierholz kam als Deigel nei, un fort ging's.

Die zwā Kurier't'n ham gezug'n, un der Teifel hat mit tüchtig schieb'n halff'n.

Die Teifelgeschicht hat sich ringeredt un ich fa se aa net am Harz behalt'n.

Also, tut niemals dan Dingerich an de Wand moln. Wenn er nämlich do is, is ze spät, un es Gelachter is umdrei aa noch.

Humor aus dem Erzgebirge

Dr klaane Hans, dar en Zeppelin häret un noch net joch, schrier ze seinr Muttr: „Muttr, guk raus, dr Zeppelin wārd geleich komme, mr härt'n sei lang schnarng.“

G. Drechsler.

Wer in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen!

Ein Reformationsgruß an unsere erzgebirgischen Leser.

Wenn über unsere erzgebirgische Heimat die Glocken des Reformationsfestes erklingen, dann hat ihr Ruf doch auch uns und unserer Zeit so mancherlei zu sagen. Gerade wir Erzgebirgler sind ja stolz auf unser Heimatrecht, das wir besitzen, und sind voll dankbarer Freude, in einem von Gott so reich gesegneten Bergland wohnen zu dürfen. Reich gesegnet ist heutzutage unser Erzgebirge gewiß nicht mehr an Silber und Erzen, die unsere Vorfahren als Bergleute hier schürften, reich gesegnet auch kaum noch an Erzeugnissen anderer Art, weder des Aders noch der Industrie, und doch reich gesegnet in der stillen Schönheit einer Bergwelt, die uns andächtig macht vor dem Schöpfer Himmels und der Erden. Und gerade wir mit unseren Heimatblättern forschen nach dem alten Brauch und nach den alten Rechten unsrer erzgebirgischen Heimat, forschen nach allen Richtungen und kommen doch auf keinen Grund; so tief und uner schöplich ist der Brunnen heimattlicher Geschichte. Doch tiefer noch als alles Forschen nach den Dingen in der irdischen Heimat ist das Forschen, auf das Dr. Martin Luther hinweist in seinem Wort. Wenn wir heute zum Reformationsfest seiner gedenken, wollen wir uns von ihm belehren lassen, daß das, was wir von der Erwerbung des Bürgerrechtes in unserer irdischen Heimat als selbstverständlich erachten, erst recht doch gilt von dem Stadtrecht der Christen im himmlischen Jerusalem. Es ist selbstverständlich, daß wir das Stadtrecht kennen der Stadt, in der wir wohnen, und daß wir uns den Gesetzen und Verordnungen unterwerfen, die Staat und Stadt erlassen müssen, um Handel und Wandel hier auf Erden zu regieren. Wie aber kann da einer glauben, daß er ohne die Kenntnis des Stadtrechtes dermaleinst sich einbürgern kann in einer Heimat, in der er ewig wohnen soll? Wir scheitern —, dieses Stadtrecht kennen zu lernen, ist die wichtigste Aufgabe unseres Lebens, denn wir haben ja hier keine bleibende Stadt. Wenn sich viele unter uns auf Erden auch einrichten, als müßten sie hier ewig wohnen, so veräumen sie doch zumeist gerade dort das Bürgerrecht kennen zu lernen, wo sie einmal für immer wohnen werden. Nichts ist uns Menschen doch aber gewisser, als der Tod, der uns hinüberführt in diese andere Stadt. Blicken wir in diesen Herbsttagen auf unseren Wanderungen durch den erzgebirgischen Wald, durch Feld und Rain, so wird uns dieses Sterben offenbar. Welches Laub raschelt zu unseren Füßen, und am kahlen Baum hängen ganz allein in ihrem lichten Rot die Vogelbeeren, die Gott Vater den hungernden Vögeln auf den Gabentisch beläßt, wenn der Wintersturm über unser Erzgebirge braust. Unter dem weißen Leichentuch liegt dermaleinst aber auch unser müder Körper, wenn er ausruht von der Erden-Pilgerfahrt. Hoch und niedrig wird diesen weißen Hermeln des ewigen Schlafes umlegen müssen, da ist es doch gut und an der Zeit, daß Dr. Martin Luther in seinem lebendig gebliebenen Wort von dem Stadtrecht zu uns spricht, welches wir der unsterblichen Seele im Himmelreich erwerben wollen. Wenn also morgen die Reformations-

glocken von den Türmen unserer erzgebirgischen Heimat rufen, dann soll ihr Klang nicht vergebens an unser Ohr klingen, sondern uns eben dorthin rufen, wohin ein Bürger in Gottes Stadt auch hier auf Erden schon gehört: ins Gotteshaus. „Herr, ich habe lieb die Stätte Deines Hauses und den Ort, da Deine Ehre wohnt“. Das ist es, was Dr. Martin Luther uns sagen möchte. Womit wir Menschen umgehen, das gewinnen wir ja auch lieb. Aber wir müssen mit diesen Dingen auch wirklich umgehen, wir dürfen sie nicht neben unseren irdischen Verpflichtungen vernachlässigen. Sie sind viel, viel wichtiger, als wir Menschen es uns



Wer in einer Stadt wohnen will.
der soll das Stadtrecht wissen
und halten, daß er genießen will.
D. Martin Luther.

einbilden, weil sie bleibenden Wert haben und nicht vergänglich sind, wie all unser irdisches Schaffen. Und unser Bild zeigt es uns, wo Dr. Martin Luther dieses Stadtrecht geschrieben weiß, damit wir alle lesen und kennen lernen. Die Bibel ist's, die viel umstrittene, auch in unserer Zeit, von der der große Reformator sagt: „Das Wort sie sollen lassen stahn...“ Ja, die Menschen sollen es stehen lassen und daran nicht drehen und deuteln, auch wenn es harte Anklagen führt gegen das menschliche Tun und Treiben, das — wenn wir's recht betrachten — kaum besser geworden ist als zu jenen Tagen, die wir zu den alten zählen, und von denen wir meinen, sie hätten uns nichts mehr zu sagen. So, wie sich im Alten und Neuen Testament das Erleben einer alten und neuen Zeit immer nur in einer Wiederholung des Geschehens im Spiegelbild zeigt, ist es auch noch heute. Große, wundervolle Kirchenfenster zieren die Kirche meiner Heimatstadt, mit bunten Bildern aus dem biblischen Geschehen, und immer ist in dem gleichen Fenster unten ein Bild aus dem Alten und oben ein Bild aus dem Neuen Testament dargestellt. So ist auf dem einen Fenster unten zu sehen, wie Gott Vater aus dem brennenden Busch zu seinem Volke spricht, und oben in demselben Fenster ist das Bild von den Feuerflammen auf den Häuptern der Jünger Jesu zu erkennen. Jedes der Fenster hält so eine

stumme Predigt aus dem Alten und Neuen Testament — mir selbst aber malen sich immer neue Bilder auch aus unserer Zeit und aus meinem persönlichen Leben hinzu, so daß mir eben offenbar wird, daß die alte Luther-Bibel mit ihren Gleichnissen usw. nicht etwa ein veraltetes Werk darstellt, sondern daß die Bibel ein immer neues und ganz modernes Buch ist, aus dem natürlich aber das Lesen verstanden und gelernt sein will. So laßt uns denn die Mahnung Luthers recht beherzigen und das Stadtrecht aus der Bibel erforschen, das da geschrieben steht nicht in toten Paragraphen, sondern, das gezeigt wird am lebendigen Beispiel im Alten wie im Neuen Testament. Erschüttert werden wir erkennen, daß es der alt böse Feind von gestern und heute ist, mit dem wir zu ringen haben in hartem Kampf unter der Fahne Jesum Christum, bis wir uns bewährt haben und durch ihn anerkannt sind. Wer aber in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, daß er genießen will. S. Sdl.

stumme Predigt aus dem Alten und Neuen Testament — mir selbst aber malen sich immer neue Bilder auch aus unserer Zeit und aus meinem persönlichen Leben hinzu, so daß mir eben offenbar wird, daß die alte Luther-Bibel mit ihren Gleichnissen usw. nicht etwa ein veraltetes Werk darstellt, sondern daß die Bibel ein immer neues und ganz modernes Buch ist, aus dem natürlich aber das Lesen verstanden und gelernt sein will. So laßt uns denn die Mahnung Luthers recht beherzigen und das Stadtrecht aus der Bibel erforschen, das da geschrieben steht nicht in toten Paragraphen, sondern, das gezeigt wird am lebendigen Beispiel im Alten wie im Neuen Testament. Erschüttert werden wir erkennen, daß es der alt böse Feind von gestern und heute ist, mit dem wir zu ringen haben in hartem Kampf unter der Fahne Jesum Christum, bis wir uns bewährt haben und durch ihn anerkannt sind. Wer aber in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, daß er genießen will. S. Sdl.